Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Nicht mehr sagen, als in deiner Rolle steht, Kemp, hieß es, und keine Übertreibungen, das ist gegen die Natur des Schauspiels! — So, Bryan! Aber die Bewegungen müssen den Worten entsprechen, und die Worte den Bewegungen! — Noch einmal, Pope! Und mit Maßen; die Verse dürfen doch nicht gebrüllt werden wie von einem Turmwächter!

Wills Kameraden fanden sich in alle seine Aussetzungen und richteten sich danach, und als sie erst über den Anfang des Stückes hinausgekommen waren, ging es ohne Unterbrechung weiter. Pope, der Eucharis, oder wie sie jetzt hieß: Elisabeth, spielte, sprach in hohem, feinem Diskant, Bull sprach zu ihm mit einer Innigkeit, als habe er wirklich ein Weib vor sich, Bryan war hinreichend dämonisch als der böse Kakophron, und Percy bellte und heulte ganz natürlich wie der getreue Hund Snelle, der sein Leben für seinen Herrn ließ.

Aber als diese Szene eben beendet war, und Percy aus dem Bärenfell herauskroch, um das Gewand des Richters anzuziehn, wurde die Probe jäh dadurch unterbrochen, daß Herr Johann eine Art Schlaganfall bekam. Er stieß einen lauten Schrei aus, sank zu Boden und war dann so schwach, daß er nicht imstande war, ein Wort hervorzubringen.

Iver Kramme richtete ihn mit Hilfe von ein paar Musikanten auf und sprengte ihm Wasser ins Gesicht; das brachte ihn einigermaßen wieder zu sich, und als er einen Becher Sekt geleert hatte, der aus der Speisekammer geholt worden war, konnte er wieder auf den Beinen stehn, aber er war ganz sterbenskrank, zitterte an allen Gliedern und war der Sprache kaum mächtig. Ein paarmal fing er an, mit Iver Kramme zu reden, aber was er sagte, war ganz unverständlich, und das Ende von der Sache war, daß die Spießdreher des Königs den Kranken in seine Wohnung brachten.

Die Probe ging nun ruhig ihren Gang bis zum Schluß. Percy spielte den Richter mit großer Würde, und der Gerechtigkeit geschah volle Genüge, indem Kakophron schimpflich hingerichtet wurde.

Iver Kramme war sehr zufrieden, und Will meinte ebenfalls, daß „der greuliche Brudermord" nach einer weitern Probe dem König sehr wohl vorgestellt werden könne.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsverdrossenheit. Ein schönes neues Wort, ein nach Form und Inhalt gut deutsches Wort, denn eine „Sprachdummheit" ist es merkwürdigerweise nicht, und die Sache selbst entspricht ganz und gar unsrer nationalen Eigenheit. Der echte Deutsche befindet sich bekanntlich nur dann wohl, wenn er über die Regierung und über die Zustände, in denen er lebt, nach Herzenslust schimpfen kann. Er hat zwar ein gutes altes Sprichwort: „Tadeln ist leichter als besser machen," aber er befolgt es lieber nicht. Leider enthält nur das Wort „Reichsverdrossenheit" eine grobe Gedankenlosigkeit oder eine Niedertracht der Gesinnung. Das, was einen verdrießt, das will man doch beseitigen, um den Verdruß mit der Ursache des Verdrusses los zu werden, und das entbehrt man mindestens gern. Wer also an „Reichsverdrossenheit" leidet, der muß folgerichtig meinen, ihre Ursache, also das Reich, entbehren zu können, denn das Reich verdrießt ihn ja eben, er hat keine Freude mehr daran, er ist das glänzende Spielzeug überdrüssig geworden und möchte es wegwerfen, wie ein Kind, das an seinem Pferdchen genug hat. Scherz beiseite, für viele, sehr viele Deutsche ist der Reichsgedanke immer noch nur so eine

Art Festtagsgedanke, an dem sie sich begeistern wollen, für den sie reden, trinken und singen wollen. Wenn ihm da irgend etwas gegen den Strich geht, dann wird der Durchschnittsreichsbürger mißmutig, er kann sich nicht mehr darüber freuen, er hätte sich das ganz anders gedacht, und wenn das Reich ihm, wie es eben ist, nicht mehr gefällt, dann mag es seinetwegen der böse Feind holen. Es müßte also auch ohne das Reich gehn. Ginge es wirklich ohne das Reich? Nein, und abermals nein! Wir könnten gar nicht leben ohne das Reich. Es verlohnt nicht, erst nachzuweisen, daß Deutschlands politische und wirtschaftliche Weltstellung auf dem Reiche beruht, daß es ohne das Reich wieder ein geographischer Begriff und der Spielball seiner Nachbarn sein würde, daß die einzelnen Staaten, auf sich gestellt, mit der alleinigen Ausnahme Preußens ohne das Reich jede Sicherheit ihres Bestandes verlieren und in Gefahr kommen würden, wieder als eine große Entschädigungsmasse behandelt zu werden, wie vor hundert Jahren; daß ohne das Reich weder das Königreich Bayern noch das Königreich Sachsen auf irgend eine längere Zukunft rechnen könnte. Unsre Fürsten haben diese Wahrheit längst eingesehen und sind deshalb die festesten Stützen des Reichsbaus geworden, in weiten Kreisen unsers Volkes, auch in höchst gebildeten, ist man des Reichs überdrüssig, weil nicht alles immer so geht, wie man es für richtig und ersprießlich hält, und man bezeugt damit nur die unverbesserliche, unheilbare politische Unreife unsers Volkes. Oder man frage doch in Frankreich und England, ob es dort so etwas wie „Reichsverdrossenheit" gibt. Obwohl auch dort so mancherlei zu finden ist, was dem einen oder dem andern Staatsbürger nicht „paßt," jeder Franzose und jeder Engländer würde den Gedanken, daß er seines Nationalstaats jemals überdrüssig sein könnte, mit Entrüstung als hochverräterisch abweisen, ja er würde ihn gar nicht begreifen, so etwas Selbstverständliches ist ihm seine nationale Einheit geworden. Wie weit sind wir Deutschen doch noch von solcher Gesinnung entfernt!

Das Reich ist für jeden Deutschen das politische Vaterland, das ganze Reich, und zwar das Reich in seinen bestehenden Grenzen, nicht das „alldeutsche" Traumreich, zu dem einst Deutsch-Österreich, die Schweiz, Holland, Belgien und noch einiges andre gehören sollen. Denn dieser phantastische nationale Radikalismus hat vor keiner geschichtlichen Erfahrung und Entwicklung Respekt. Es kommt durchaus nicht darauf an, daß ein Nationalstaat alle Glieder eines Volkes umfaßt, es kommt lediglich darauf an, daß ein solcher besteht, daß die Hauptmasse eines Volkes politisch geeinigt ist, seine Eigenheit in der Welt zur Geltung bringt und den nicht mit eingeschlossenen Teilen des Gesamtvolkes einen festen Rückhalt bietet. Es wäre ja in mancher Hinsicht ganz schön, wenn Deutsch-Österreich zum Reiche gehörte, aber die Trennung hat schon mit 1156 begonnen und war 1648 innerlich vollendet. Und kein großes Volk Europas ist ohne Rest in einem einzigen Staatsbau vereinigt, weder sind es die Russen noch die Franzosen noch die Italiener oder gar die Engländer. Der Gedanke, Deutsch-Österreich in das heutige Reich aufzunehmen, ist genau so vernünftig, wie die italienische Irredenta und der russische Panslawismus, über die wir uns so gern aufregen, und seine Verwirklichung wäre dem Deutschen Reiche und dem Deutschtum geradezu schädlich. Schon die Furcht vor solchen Möglichkeiten, denen unsre Reichspolitik doch immer meilenfern gestanden hat, hat die österreichische Regierung seit langem veranlaßt, die tschechische Anmaßung zu begünstigen, um in einem von den Tschechen möglichst beherrschten Böhmen ein Bollwerk gegen den politischen Zusammenschluß der österreichischen Deutschen und der Reichsdeutschen zu schaffen. Und was wollten wir mit diesem zähen und energischen slawischen Stamme machen, die wir mit den um so viel schwächern Polen nicht fertig werden? Wir könnten diese slawischen Bevölkerungen doch auf die Dauer weder absolut regieren noch sie in unsern Reichstag zulassen, worin dann mindestens zwölf Millionen Slawen vertreten wären. Das Zentrum aber würde ungeheuer anwachsen, denn daß die Deutsch-Österreicher auf Grund unsers allgemeinen Wahlrechts wesentlich Zentrumsleute in den deutschen Reichstag schicken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würden, das kann trotz dem liberalen Bürgertum und der „Los von Rom-Bewegung," die die Massen doch nicht fortreißt, gar nicht zweifelhaft sein. Wie dann unser Reichstag aussehen würde, das kann man sich leicht vorstellen, und daß mit einem solchen Reichstage eine deutsch-nationale Politik im Sinne unsrer Liberalen nicht gemacht werden könnte, daß die politisch in so und so viele Parteien zerfahrenen protestantischen Landesteile völlig ins Schlepptau der katholischen genommen werden würden, daß das Übergewicht Preußens, das allein den Bestand des Reichs verbürgt, dann nicht haltbar wäre, das alles liegt doch wohl auf der Hand. Wer also den Einfluß des Zentrums nicht ins Ungemessene verstärken und das Reich nicht mit fremden Bevölkerungsteilen überladen will, wer seine Grundlagen nicht erschüttern will, der kann den Einschluß Deutsch-Österreichs nicht wollen. Nur den Kulturzusammenhang mit den österreichischen Deutschen können und sollen wir pflegen, und das völkerrechtliche Bündnis mit der Gesamtmonarchie müssen wir festhalten, alles andre ist eine unklare, ja schädliche Träumerei.

Woran liegt es denn nun, daß die Begeisterung für unser Deutsches Reich, wie es aus den Kämpfen von 1864 bis 1871 hervorgegangen ist, im „Abflauen" ist, daß die kindische „Reichsverdrossenheit" überhaupt aufkommen konnte? Abgesehen von unsrer schon charakterisierten Eigentümlichkeit trägt das allgemeine Verblassen idealer Gesinnung und das Vordrängen einer brutalen Interessenpolitik eine Hauptschuld. Von unsern großen Parteien haben heute eigentlich nur zwei noch Ideale, d. h. große, über das materielle Interesse hinausreichende Ziele, das Zentrum und die Sozialdemokratie, und darin liegt ihre Stärke. Da dafür gesorgt ist, daß sie beide diese ihre Ziele nicht erreichen, das Zentrum nicht, weil der moderne Staat die volle „Freiheit" der Kirche nicht gewähren kann, die Sozialdemokratie nicht, weil die Herrschaft des Proletariats kulturfeindlich wäre und also unter allen Umständen verhindert werden muß, so haben beide Parteien noch lange Zeit, sich an ihren Idealen zu begeistern. Die andern Parteien sind heute nur noch verhüllte wirtschaftliche Interessengruppen, die unter verbrauchten, immer wiederholten Schlagworten für materielle Vorteile streiten und politische Ideale nicht mehr verfolgen, weil diese ihre Ideale mit der Ausbildung der konstitutionellen Verfassungen und der Errichtung des Deutschen Reichs längst verwirklicht sind; erfüllte Ideale aber sind keine mehr. Diese „staatserhaltenden" Parteien könnten neue Ideale haben, wenn sie mit ganzer Kraft die Weltpolitik des Reichs unterstützten, aber gerade diese überlassen sie kurzsichtig im ganzen der Regierung, oder sie bekämpfen sie auch geradezu. Denn Schillers Satz: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" findet in der jüngsten Geschichte des deutschen Volkes leider nur wenig Bestätigung. Wie sehr wir vollends von allen unsern alten Bildungsidealen abgefallen sind, wie sich hier der Haß gegen diese Ideale mit plattem Banausentum in der unerfreulichsten Weise verbindet, das soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Aber auch die auswärtige Politik der großen Mächte ist sozusagen ideenlos geworden und wird nur von materiellen Interessen beherrscht. Das achtzehnte Jahrhundert hatte sein Humanitätsideal, und es ist ein großer Zug der französischen Revolution, daß sie die Freiheit, die sie daheim errungen zu haben glaubte, auch andern Völkern bringen wollte. Im neunzehnten Jahrhundert begeisterte man sich für die Freiheitskämpfe der Griechen und der Polen, Napoleon der Dritte stellte das Nationalitätsprinzip auf und verhalf ihm in Italien praktisch zur Geltung, was keineswegs so ohne weiteres im französischen Interesse war, und Garibaldi kam 1870 den Franzosen zu Hilfe, nur weil er die Republik, sein eignes politisches Ideal, verteidigen zu müssen meinte. Von solcher „Schwärmerei" sind wir klugen Leute jetzt unendlich weit entfernt. Es ist uns ja seit Jahrzehnten vorgepredigt worden, daß wir nur unsre eignen Interessen zu vertreten hätten, daß uns alles sonst nichts anginge, und praktisch hat sich daraus die Theorie von der Nichtinterventionspolitik entwickelt, die jeden Staat sich selbst überläßt und auch die größten Greuel duldet, wenn sie nur das eigne Interesse nicht berühren. Gewiß,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gefühlspolitik kann und soll eine große Macht nicht treiben, am wenigsten heute, wo jeder große Krieg einen ungeheuern Einsatz fordern würde; aber es ist wahrhaftig kein Ruhm für unsre moderne Gesittung, daß Europa z. B. den scheußlichen Armeniermorden des Jahres 1898 ruhig zusah, und daß es über die Belgrader Schlächterei in der Nacht des 10. Juni dieses Jahres nicht einmütig und energisch seine rückhaltlose Verurteilung aussprach, um diesen Serben zum Bewußtsein zu bringen, daß sie Barbaren seien, mit denen man nicht mehr verkehren könne. So weit haben wir das Bewußtsein der Kulturgemeinschaft und der Pflicht, diese Kultur zu schützen, verloren! Wenn die Mächte in China leidlich einmütig eingriffen, so geschah das doch mehr wegen materieller Interessen; als unser Kaiser dabei einmal die Pflicht, die christliche Kultur da drüben zu schützen, hervorhob, wurde er von unsrer gesinnungstüchtigen Presse wegen dieses „Rückfalls ins Mittelalter" geradezu verhöhnt, und wenn sich diese für die Buren begeisterte, so hatte daran der unvernünftige Haß gegen England seinen reichlichen Anteil. Nicht mit Unrecht nennt unser Kirchenhistoriker Heinrich Gelzer die Haltung Europas gegenüber den Armeniermorden einen „deutlichen Beweis der immer sieghafter um sich greifenden moralischen Dekadenz unsrer Generation." Wie soll sich nun diese Generation, der man alle allgemeinen Ideale abgewöhnt hat, und der doch der Reichsgedanke noch keineswegs so in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie längst geeinigten Völkern, noch besonders für das nationale Ideal erwärmen, das eine frühere Generation zu den größten Opfern begeistert hat! Die heute vorwiegenden wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen aber wirken viel mehr trennend als einigend.

Die „Reichsmüden" machen freilich andre Gründe für ihre Verstimmung geltend und suchen diese vor allem beim Kaiser und beim Kanzler. Oft genug haben die Grenzboten darauf hingewiesen, daß der Kaiser als eine sehr eigentümliche und bedeutende Persönlichkeit verstanden sein will, daß er sich das Recht, eine solche zu sein, nicht durch Zeitungsgeschwätz unberufner Splitterrichter verkümmern läßt, daß alles, was er sagt und tut, aus seinem innersten Wesen kommt, es mag dem oder jenem gefallen oder nicht, daß er endlich nach Bismarcks Prophezeiung sein eigner Kanzler geworden ist, und damit zum Leidwesen mancher das frühere übrigens mehr in der Einbildung bestehende Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler umgekehrt hat, als wenn dieses das natürliche gewesen wäre! Wir gehn hier deshalb auf Einzelheiten nicht ein, weil sie zu unbedeutend sind, um die „Reichsverdrossenheit" irgendwie zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen, und weil an seinem ernsten Willen, „dem Bewußtsein, für 58 Millionen Deutsche verantwortlich zu sein," wie er jüngst in Merseburg ausgesprochen hat, und der ungewöhnlichen Fähigkeit, dieser seiner ungeheuern Aufgabe zu genügen, nicht der leiseste Zweifel erlaubt ist. Aber seine ganze Politik ist seit Jahren fortwährend kleinlichen und hämischen Angriffen ausgesetzt. Nichts ist dümmer, als der Vorwurf, er steure einen „Zickzackkurs," wenn er schlechtweg die deutschen Interessen im Auge hat und deshalb weder englische noch russische Politik treibt, sondern eben deutsche, und es ebensowohl vermeidet, sich mit der einen oder der andern dieser beiden Mächte zu überwerfen als ihr „nachzulaufen." Er hat in Ostasien mit Rußland und Frankreich zusammen gegen Japan Front gemacht, als es das deutsche Interesse verlangte, und er hat sich später dort aus demselben Grunde mit England gegen Rußlands zweideutige, rücksichtslos ausgreifende Politik verständigt. Gelegentlich wird ihm eine „Politik der Verbeugungen" namentlich gegenüber Nordamerika zum Vorwurf gemacht, die der jetzt zuweilen so reizbare deutsche Nationalstolz als demütigend auslegt; aber man vergißt dabei nicht nur, daß eine Anremplungspolitik weder imponiert noch gewinnt, sondern auch, daß wir zur See noch viel zu schwach sind, als daß wir es riskieren könnten, uns mit einer überseeischen Großmacht in einen Konflikt einzulassen. Übrigens möchten wir wissen, inwiefern denn kaiserliche Aufmerksamkeiten gegen den Präsidenten Roosevelt irgendwie Deutschlands unwürdig wären. Der beste Wächter über die Würde Deutschlands ist doch wohl der Kaiser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ganz besondern Anstoß hat seit Jahren in evangelischen Kreisen die Kirchenpolitik des Kaisers erregt. Offenbar ist es sein Bestreben, die heillosen Wirkungen des unzweifelhaft mißlungnen Kulturkampfes auf seine katholischen Untertanen allmählich zu beseitigen. Das ist ihm der Hauptsache nach gelungen, denn man hat kein Recht, die Äußerungen deutsch-patriotischer Gesinnung, wie sie nicht selten von katholischen Kirchenfürsten und noch zuletzt auf dem Katholikentage in Köln zutage getreten sind, für Heuchelei zu halten, wobei wir allerdings den verstockten Partikularismus des bayrischen Zentrums, der mit katholischen Interessen nichts zu tun hat, beiseite lassen. Und wir fragen: Ist durch ein solches Entgegenkommen die evangelische Kirche irgendwie geschädigt worden? Sollte sie wirklich so schwach sein, daß ihr die Rückkehr einiger Jesuiten gefährlich werden könnte? Hat nicht der Kaiser zugleich den Anstoß zu einem engern Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen gegeben, der nun glücklich in die Wege geleitet worden ist und nicht etwa von katholischer Seite bekämpft wird, sondern von einigen rückständigen protestantischen Kreisen? Hat er nicht erst jüngst wieder Luther als den größten deutschen Mann gefeiert? Eine konfessionelle Politik kann heute Gott sei Dank ein deutscher Kaiser nicht treiben; daß es die Habsburger noch im siebzehnten Jahrhundert versuchten, hat den Dreißigjährigen Krieg entzündet. Was Protestanten und Katholiken trennt, das sind, abgesehen von den Glaubenslehren, allerdings Prinzipien, die Stellung der Kirche zum Staat und die Auffassung der Kirche als einer hierarchischen Weltkirche, an deren Zusammenhang auch unsre katholischen Mitbürger selbstverständlich festhalten. Mit dieser Auffassung haben wir Protestanten uns abzufinden, und wir können das ohne Schaden, mit jener ist natürlich nur ein modus vivendi möglich, wie bei so vielen prinzipiellen Gegensätzen. Allerdings, wenn der Papst könnte, so würde er vermutlich den Protestantismus vertilgen wollen. Aber es gibt ganz gewiß auch auf protestantischer Seite genug Eiferer, die am liebsten die katholische Kirche, wenigstens in Deutschland, zerstören möchten. Von dieser veralteten Auffassung müssen wir uns beiderseits aber freimachen. Wir Protestanten müssen aufhören, die katholische Kirche als etwas eigentlich Unberechtigtes, womöglich Antinationales zu betrachten, und von den Katholiken müssen wir verlangen, daß sie den Protestantismus als eine berechtigte historische Erscheinung gelten lassen. Die gegenseitige widerwärtige Verhetzung, wie sie heute auch durch die Tagespresse geht, ist zwecklos und schädlich. Im Wettkampfe beider Kirchen liegt das Heil, nicht in der gegenseitigen Bekämpfung und Verunglimpfung. Das ist es, was auch die kaiserliche Kirchenpolitik erstrebt.

Kurz und gut, die „Reichsverdrossenheit“ beruht entweder auf einer falschen Auffassung mancher Verhältnisse, oder auch auf Erscheinungen, die nicht der Mühe wert sind, daß sich ernste Männer darüber aufregen. Sie ist jedenfalls eine „Stimmung,“ und die Deutschen wollen doch wohl keine nervösen Weiber sein, die sich von „Stimmungen“ leiten lassen. Übrigens ist sie größtenteils das Erzeugnis einer gewissen Presse, nicht der „Volksseele,“ denn daß der Kaiser trotz dieser Presse höchst populär ist, das zeigt sich überall, wo er erscheint, und darum vertrauen wir, daß auch die Kinderkrankheit der „Reichsmüdigkeit“ überwunden werden wird. *

„Sächsisch“ und „preußisch“ bei den Kaisermanövern. Bei den diesjährigen Kaisermanövern an der Saale vom 5. bis zum 11. September waren die vier Armeekorps, das vierte, elfte, zwölfte und neunzehnte, bekanntlich in zwei Heere geteilt, sodaß die beiden ersten die Westarmee, die beiden letzten die Ostarmee bildeten. Die amtliche Bezeichnung unterschied in jetzt herkömmlicher Weise eine rote und eine blaue Armee, sie unterließ es, sie „preußisch“ und „sächsisch“ zu nennen, mit gutem Grunde, denn bei den „Sachsen“ standen auch vier preußische Kavallerieregimenter, und zu den „Preußen“ gehörten selbstverständlich auch die aus den thüringischen Kleinstaaten und aus Anhalt rekrutierten Regimenter. Nichts destoweniger bürgerte sich die Bezeichnung „sächsisch“ und „preußisch“ beim „Volke“ sofort ein, und die Presse machte das gedankenlos mit. Das hätte nun gar nichts auf sich, wenn nicht

dabei auf sächsischer Seite sofort ein klein wenig von dem alten Partikularismus wieder hervorgebrochen wäre. Man nahm nicht nur natürlich den regsten Anteil an dem Geschick der „sächsischen" Truppen, sondern war sogar geneigt, Manövererfolge, wie die Wegnahme einer „preußischen" Batterie durch die 134er und die Gefangennahme eines „preußischen" Bataillons durch sächsische Ulanen fast wie wirkliche Siege zu feiern! Wie gesagt, die Sache hat an sich nichts auf sich, aber man sollte bei solchen Gelegenheiten lieber alles vermeiden, was die Erinnerung an alte überwundne Gegensätze wieder erwecken könnte, und deshalb künftig die Manöverarmeen, bei denen außerpreußische Armeekorps beteiligt sind, womöglich so zusammensetzen, daß diese nicht eine geschlossene Partei bilden, wie es am letzten Manövertage in der Tat der Fall war, denn da stand das zwölfte Armeekorps mit dem vierten und dem elften zusammen.

Der Kamm. Unter den reizenden Makamen des Hariri, die Friedrich Rückert übersetzt hat, ist die siebente überschrieben: Nadel und Kamm. An einem kleinen Ort in der Nähe von Basra treten zwei Parteien vor den Kadi, ein Alter und ein Jüngling, und verlangen Gerechtigkeit. Der Jüngling hat dem Alten eine Nähnadel verdorben, der alte Mann dafür einem Kamme, der jenem gehörte, einen Zahn ausgebrochen. Der erzürnte Besitzer beschreibt seinen Kamm gar artig: „Ein barsches Bürschchen — als wie ein Hirschchen — mit Zinken und Zacken — und elfenbeinblinkendem Nacken — mutwillig und eitel — will jedem über die Scheitel — Jungen die Locken krausen — Alten die Borsten zausen — liebt Putzen und Zieren — durch Wälder zu spazieren — und fürchtet nicht den Weg zu verlieren — bricht durch dünn und dicht — und was sich sträubt, das macht er schlicht." Wenn man aber genauer hinsieht, so gewahrt man mit einiger Enttäuschung, daß im Original gar kein Kamm steht. Sondern ein andres Toilettenstück des Orients, nämlich der feine Metallstift, mit dem das sogenannte Kochl, eine schwarze Schminke, auf Augenbrauen und Wimpern aufgetragen wird. Rückert hat den Kamm als einen bekanntern Gegenstand dafür eingesetzt. Das ist um so ärgerlicher, als die Araber ebensogut Kämme haben, sie heißen in Syrien Muscht, in Ägypten Mischt, Plural: Amschāt. In diesem Lande brauchen sich freilich nur die Frauen zu kämmen, weil sich die Männer den Kopf rasieren lassen, eine Sitte, die bis in das graueste Altertum zurückgeht. Nichtsdestoweniger sind schon in den ägyptischen Gräbern hölzerne Kämme gefunden worden.

Rückert hat uns also mit seinem Kamm angeführt; aber ein Kamm ist überhaupt etwas ganz andres, als sich einer träumen läßt. Der berühmte Anatom Ernst Heinrich Weber erklärte einmal seinen Zuhörern, daß der Kamm eigentlich eine Art von Sieb sei. Sofern er zur Reinigung dient, ganz recht: mit dem Kamm werden die Haare gesiebt wie Mehl, sie gehn durch die Zinken des Kammes hindurch wie durch die Löcher eines Siebes, während die Kleie im Sieb zurückbleibt. Der Riese Gargantua, der einen ungeheuern Kamm von Elefantenzähnen hatte, kämmte sich nach dem Sturm auf eine Festung die Kugeln aus, die ihm auf den Kopf geflogen waren, und die er für Weinbeerkerne hielt. Unsereins siebt sich mit seinem Kamme nur den Staub ab.

Hier macht uns aber wieder der Herr Professor etwas vor. Wenn der Kamm auch eine Bestimmung hätte wie ein Sieb, der Gestalt nach erinnert er doch an ein andres Instrument. An die Säge. Mit dieser teilt er sein Hauptmerkmal, die Zähne oder die Zinken, die den Zähnen einer Säge so ähnlich sind, daß man den gezackten Grat eines Bergrückens nach Belieben bald mit dem einen, bald mit dem andern vergleicht. Wir sprechen von Gebirgskämmen; der Spanier sieht lauter Sägen am Horizont. Er hat seinen Monserrat, seine Sierra Morena und Nevada; Sierra heißt im Spanischen die Säge. Die steinernen Kämme der Indianer, die mitunter abgebildet werden, sehen wirklich ganz aus wie kleine Sägen; in den Legenden der Märtyrer kommen sogar eiserne Kämme vor, die von Sägen kaum noch zu unterscheiden sind. Von der Wollkämmerei gar nicht zu reden. Die

Manier, die Zinken des Kamms mit Zähnen zu vergleichen, ist so alt wie der Kamm; schon die Griechen und Römer haben von den Zähnen des Kammes gesprochen. Nebenher läuft noch ein andrer Vergleich, der noch mehr Licht auf die Entstehung dieses merkwürdigen Gerätes wirft.

Die Dichter vergleichen bisweilen die fünf Finger der Hand mit einem Kamm; dieses Bild ist ebenfalls uralt, und es ist um so treffender, als die eignen Finger wirklich der erste Kamm des Menschen gewesen sind. Man fährt sich heute noch mit dem fünfzinkigen Kamme durch die Haare, wenn gerade kein andrer da ist. Freilich war das etwas Mißliches, die Haare mit der Hand zu strählen.

Solange die Menschen keine richtigen Kämme hatten, kamen sie mit ihrer Eitelkeit fortwährend in Konflikt. Man muß nicht denken, daß sie bis dahin auch noch gar nichts für ihren Haarschmuck getan und einen Kopf gehabt hätten wie ein russischer Bauer oder wie Curius Dentatus. Die Wilden haben nicht immer wildes Haar, obgleich sie es noch nicht kämmen. Sie flechten es, sie kräuseln es, sie pomadisieren es, sie färben es, sie scheiteln es nur nicht. Es ist merkwürdig, wenngleich sehr bezeichnend, daß die Naturvölker, diese Bettler, die kaum genug haben, ihre Blöße zu bedecken, sehr häufig alles auf den künstlichen Bau ihrer Locken geben. Ein Papua, ein Ababde braucht so viel Zeit, sich das Haar zu machen, wie eine Opernsängerin. Infolgedessen muß er ängstlich darauf bedacht sein, alles zu vermeiden, was seine Frisur in Unordnung bringen könnte, weil sie nicht gleich wieder herzustellen ist. Er kann nicht einmal ruhig schlafen; er legt seinen Nacken in den Ausschnitt eines Brettes, in das sogenannte Schlafholz oder die Nackenstütze, die in allen Erdteilen gebräuchlich ist, ja die sich in veränderter Form sogar in Japan findet. Übrigens stehen bei uns die Frauen noch heute auf diesem Standpunkt, weil ihr Haarputz noch heute ein kleines Kunstwerk ist. Wenn sie nach Tisch Mittagsruhe halten, legen sie den Kopf nicht gern auf ein Kissen auf, weil sie ihre Zöpfe zu gefährden fürchten. Als das terrassenförmige Haar- und Spitzengebäude der Fontange noch Mode war, mußte man eigne Wagen bauen, damit die „Fontanje“ nicht zerdrückt wurde.

Der Mann, der sich kämmt, braucht sich nicht so sehr zu fürchten, wenn er über Nacht zum Struwwelpeter wird; ein paar Striche stellen alles wieder her. Es war deshalb ein großer Fortschritt, als die Menschen anfingen, bei ihrer Frisur einen Kamm zu Hilfe zu nehmen und sich seiner ausschließlich zu bedienen. Die Wilden wurden also Kammacher, und zwar begannen sie damit, einen einzigen Finger nachzuahmen. Das heißt, der erste richtige Kamm des Menschen war ein einfaches spitzes Stäbchen, von der Gestalt einer langen Nadel, eine sogenannte Scheitelnadel, mit der man das Haar scheitelte, und mit der die Gräfin Agnes von Orlamünde, die „Weiße Frau,“ ihre beiden Kinder ermordet haben soll. Diese Nadel war jedoch ursprünglich nicht aus Metall, weil das die Kopfhaut verletzen konnte, sondern etwa aus Holz; die ältesten Kämme sind tatsächlich hölzerne gewesen. Namentlich wurde seiner Feinheit und Elastizität wegen das Buchsbaumholz bevorzugt. Oder man nahm ein Horn, das sich wie ein Fingernagel anfühlte; meinetwegen auch eine Adlerkralle oder einen Elefantenzahn. Mit so einem spitzen und doch nachgiebigen Instrumente konnte der Afrikaner seine schwarzen, von Rizinusöl triefenden Locken schlichten; eben der nubische Kamm, den die Berabra und die Ababde beständig bei sich führen, hat noch diese ursprüngliche Gestalt.

Eine erste Vervollkommnung des Geräts lag nahe. Ich meine, es lag nahe, entweder eine natürliche Gabel, ein Ästchen oder ein zweispitziges Hörnchen aufzutreiben, wie es die Natur darbot; oder das einfache Stäbchen selbst an einem Ende zu spalten und zu gabeln. Mit einem guten Kamme macht es sich leicht, sagte der Teufel, als er seine Großmutter mit einer Heugabel strählte; in der Tat ist eine Haarnadel von schwarzem Eisendraht, mit einer Stecknadel verglichen, schon ein guter Kamm. Nun hatte man zwei Zinken, und das war schon ein Schritt weiter in der Kammacherei. Wenn man die beiden Zinken von neuem spaltete, so

bekam man endlich ein Ding, das wirklich so etwas wie Finger hatte und ganz aussah wie eine Hand. Solche Kämme haben die Bewohner Neuguineas, die Papua, die sie ebenfalls beständig bei sich tragen.

Noch weiter ging es aber auf diesem Wege nicht. Mehrzinkige Gabeln konnten überhaupt nur künstlich erzeugt werden, und mehr als fünfzinkige ließen sich nicht machen, weil das Stäbchen als Halter kaum mehr zu gebrauchen war. Man mußte sich also entschließen, ein mehr oder weniger breites Kammschild herzustellen, in das die Zähne entweder eingesetzt oder eingeschnitten wurden; das erstere der beiden Verfahren war früher in China, zeitweise auch in Europa üblich. Dazu brauchte man flache Platten, die man aus Horn gewann; man zerschnitt das Horn mit Hilfe der Schrotsäge in mehrere sogenannte Schrote und bog diese dann auseinander. Ähnlich wurde auch das Elfenbein, seit alten Zeiten ein sehr beliebtes und geschätztes Material, namentlich zu feinzähnigen Kämmen, und das Schildpatt, eine Spezialität Neapels, hergerichtet; es kommt schon in dünnen, schwachgebognen Blättern im Handel vor. So entstand der Kamm, der allmählich breiter und breiter und einer einfachen, dichten oder lockern Zahnreihe täuschend ähnlich wurde. Wenn sich die Platte, wie bei unsern Staubkämmen, auf beiden Seiten zähnte, so kam eine doppelte Zahnreihe heraus. Nur daß hier die Zähne nicht wie im menschlichen Munde einander zugekehrt waren, sondern mit ihren Wurzeln aneinander stießen.

Nach dem Gebrauch wurde der Kamm auf den Kopf gesteckt, wo er teils zur Befestigung der geordneten Haare, teils zum Schmucke diente; namentlich von den Frauen. So entwickelte sich aus dem primitiven einzinkigen Kamm die lange goldne Nadel, der oft die Form eines Pfeils oder eines Degens gegeben wird, und die man in den Zöpfen der Italienerinnen und der Rheinländerinnen sieht. Aus der Gabel entstand die unscheinbare Haarnadel, und aus dem gewöhnlichen Kamme der gebogne Einsteckkamm, der der Rundung des Hinterkopfes folgt. Die Chignonkämme sind gar keine Kämme mehr, sie dienen nicht mehr zum Kämmen, man hat ihre ursprüngliche Bestimmung ganz vergessen.

Von Rom aus wurden die Kämme in der ganzen Welt verbreitet, und die Barbaren wurden damit beschenkt. Namentlich liebten es die Päpste, fremden Königinnen und Kaiserinnen dieses Präsent zu machen, das heutzutage anzüglich erscheinen würde, im Mittelalter aber großen Effekt gemacht haben mag. Im siebenten Jahrhundert bekam die Königin der Langobarden Theodelinde von Gregor dem Großen einen goldnen Kamm geschenkt, der im Dom zu Monza aufbewahrt wird — um dieselbe Zeit bekam die Prinzessin Ethelburga, die Tochter des ersten christlichen Königs von England, die Braut Edwins, von Bonifatius dem Fünften einen elfenbeinernen Kamm geschenkt — und im elften Jahrhundert bekam die deutsche Kaiserin, die heilige Kunigunde, vom Papst Benedikt dem Achten einen Kamm geschenkt, der im Domschatz zu Bamberg zu sehen ist. Im Dome zu Osnabrück wird der Kamm Karls des Großen, im Schatze zu Quedlinburg der Bartkamm Heinrichs des Ersten aufbewahrt. Seitdem vervielfältigten sich die Kämme auch bei uns, obgleich sich ihre Form nicht mehr verändert hat; nur ein neues Material ist zu den bisher benutzten hinzugetreten, das Hartgummi, das die Eigenschaften des Horns hat. In Schwaben geht die Sage, daß die heilige Jungfrau Radegundis, die im dreizehnten Jahrhundert auf dem Schlosse Wellenburg, eine Stunde von Augsburg, als Magd diente, den Armen und Kranken der Nachbarschaft heimlich Speise zugetragen, und daß sich, als ihr Herr sie einmal dabei ertappte, das Brot in ihrer Schürze in Kämme verwandelt habe, ein Wunder, das an die Rosen der heiligen Elisabeth erinnert. Sie wird sie wahrscheinlich bei der Krankenpflege gebraucht und bei sich getragen haben, wie sie jetzt in ihrem Reliquienschrein eingeschlossen sind. So ist dem armen Volke die Hand selbst durch die Kultur in Kämme verwandelt worden, durch die es gesundete, und deren es alsbald die Hülle und die Fülle hatte. Und seitdem ging es nicht mehr an, alle über einen Kamm zu scheren.

Rudolf Kleinpaul